Nr. 185. 39. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Mittwoch, 13. April 1910

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Edlen und Erlauchten.

Der Wechselbalg der Wahlreform, der dem Liebesbunde des Junkertums mit dem Ultramontanismus entsprossen ist, wird nunmehr dem Herrenhaus in pfleglame Behandlung gegeben. Schon am Freitag wollen die „geborenen" Gesetzgeber zusammentreten und sich darüber schlüssig werden, durch welche Art von Verbänden, Schienen oder gewaltsamen Einrenkungen man das arme Wurm notdürftig auf die Beine bringen könnte.

Man wird in einer Plenarberatung sich zunächst die Ströme gesetzgeberischer Erbweisheit über das Dreiklassensystem, als die Grundlage alles Seins, ergießen lassen. Der oder jener wird vermutlich auch das Ende aller Dinge prophezeien, sofern diese Grundlagen auch nur um eines Haares Breite verschoben würden. Dann wird man das klerikal-konservative Liebespfand im kühlen Dämmer der Kommissionsberatung verschwinden lassen, und mittlerweile werden die Zwischenhändler in Aktion treten. Auf welche Art man das unglückliche Kind der Liebe, das nicht gehen und nicht stehen kann, nachträglich zu legitimieren gedenkt, darüber hören wir aus Herrenhauskreisen folgendes: Die Regierung — soweit bei uns von einer solchen noch die Rede sein kann — hat ein lebhaftes Interesse daran, nicht vor aller Welt als das ausführende Organ der klerikal-konservativen Koalition zu erscheinen. Sie ist mit tausend Freuden bereit, den Wechselbalg, den man ihr statt ihres eigenen Sprößlings untergeschoben hat, anzuerkennen, wenn nur der Schein gewahrt wird. Wenn nur der Makel illegitimer Geburt, der dem ohne die geringste Rücksicht auf die Wünsche einer hohen Regierung Erzeugten anhaftet, vorher getilgt wird. Zu dem Zwecke werden die zu wenden, die sich für solch ehrenvollen Posten mit geradezu rührender Ausdauer anbieten. Das Herrenhaus wird also die Summe seiner staatserhaltenden Energie und seiner geistigen Potenz darauf konzentrieren, die Vorlage so zu gestalten, daß auch die Nationalliberalen zustimmen können. Sind die erst gewonnen, so ist für die Freikonservativen natürlich kein Halten mehr, und der arme Wechselbalg hat mit einem Schlage der legitimen parlamentarischen Väter drei.

Man wird also im Herrenhause versuchen, den Herzenswunsch der Nationalliberalen zu erfüllen und in Sachen der Drittelung irgend ein kompromißliches Zwitterding zusammenzuleimen, das den plutokratischen Charakter des Dreiklassensystems, zu Nutz und Frommen der rheinischen Großindustrie, besser zur Geltung bringt. Man zweifelt keinen Augenblick daran, daß die nationalliberale Landtagsfraktion sich die heißersehnte Gelegenheit, mit hörbarem Ruck umzufallen, nicht werde entgehen lassen. Und man hat ja, nach den Erklärungen der Führer, nur allzuviel Grund anzunehmen, daß die Forderung des direkten und geheimen Wahlrechts — eine Forderung, die vom Magdeburger Parteitage der Nationalliberalen einheitlich gemeint war — von der Landtagsfraktion innerlich bereits überwunden ist. Die hat sich bereits zu der hohen staatsmännischen Verpflichtung durchgerungen, an die klerikal-konservative Mißgeburt „die bessernde Hand" zu legen. Von da bis zur Verständigung über die gemeinsame Vaterschaft ist doch nur mehr ein Schritt!

Und die Mutter? Man nimmt offenbar — gleichfalls nicht mit Unrecht — an, die habe sich bei der ganzen Affäre so heillos kompromittiert, daß sie froh sein müsse, ihr Kind von einer hohen Staatsregierung schließlich anerkannt zu sehen. In der Tat hat das Zentrum, das das Reichstagswahlrecht zu wollen vorgibt und das Dreiklassenwahlrecht befestigen hilft, mit Volksrechten eine so dreiste und gottesfürchtige Komödie gespielt, daß eine entschlossene Regierung es auf dieser Bahn mit Leichtigkeit noch ein gut Stück vorwärts treiben könnte. Hat das Zentrum, das eine Volkspartei sein will, sich doch, ohne zu murren, der brutalen Rücksichtslosigkeit gefügt, womit die Konservativen gestern die Gegner der Wahlrechtsvorlage einfach mundtot machten! Indem es sich an diesem rohen Gewaltakt munter beteiligte, indem es anerkannte, daß Macht vor Recht und Billigkeit gehe, hat das Zentrum seiner ganzen demokratischen Vergangenheit ins Gesicht geschlagen. Warum sollte es da nicht schließlich auch auf das bißchen Vergangenheit bei der Wahlreform verzichten und seine Forderung, daß an der Drittelung in den Urwahlbezirken festgehalten werden müsse, doch noch preisgeben? Bekäme es dafür doch einen Genossen im Unglück, der bereit wäre, sich noch heilloser zu kompromittieren, und zu dem man das Vertrauen haben darf, daß er das noch gründlicher und anmutiger besorgen würde, als es das darum weniger erfahrene Zentrum fertig bekäme!

Den Nationalliberalen den ersehnten Umfall zu erleichtern und das Zentrum für seinen notwendigen Umfall zu präparieren, das ist die Aufgabe, die Herr v. Bethmann der durch Inzucht kumulierten Weisheit der „edlen und erlauchten" Herren anvertraut hat. Sie selbst sind guten Mutes und hoffen sie mit der spielenden Leichtigkeit zu lösen, die man sich durch völlige Unbekanntschaft mit den Anforderungen einer neuen Zeit und den lebendigen Strömungen des Tages erwirbt. Bleiben sie ungestört, so muß also der arme Homunculus noch einmal in die Retorte und Herr v. Bethmann wird nicht versäumen, aus seinem Aschenhäufchen so viel kümmerliche Flammen herauszublasen, als es nur irgend hergeben will. Voraussetzung ist allerdings, daß Herrn v. Heydebrand die Sache nicht eines Tages zu dumm und zu langweilig wird und er auch im Herrenhause den „Schluß der Debatte" kommandiert. Die Macht und den Einfluß dazu hat ja er, und nicht die sogenannte Regierung.

Die Lordsdebatten.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

p London, 13. April.

Nach der glänzenden Rede des Ministers Churchill in der gestrigen Unterhaussitzung brachte die konservative Partei durch den Vertreter von Sheffield sehr mal à propos ein Amendement zu der zweiten Vetoresolution ein, nach dem die beabsichtigten Einschränkungen des Vetos sich nicht auf solche Vorlagen erstrecken sollen, die Verfassungsfragen und die Vollmachten der Lords betreffen. Nachdem Austen Chamberlain, der das Amendement unterstützte und Churchill, der darauf erwiderte, sich noch einige Liebenswürdigkeiten gesagt hatten, wurde der Gegenantrag mit der ansehnlichen Regierungsmajorität von 109 Stimmen abgelehnt.

Die Milliardenprojekte des Kabinetts Stolypin.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

⊠ **Petersburg,** 13. April.

Allmählich erfährt man einige Details über den Geheimentwurf zur Reform der Reichsverteidigung, den die Regierung der Duma zugehen ließ, und der eine Forderung von drei Milliarden Mark für die Armee- und Marinereform enthält. Der erste Teil des Entwurfs umfaßt die Begründung der finanziellen Frage. Der Finanzminister Kokowzew versichert, daß zur Durchführung der Reform keine auswärtigen Anlethen notwendig seien. 60 Millionen Rubel will der Finanzminister durch Erhöhung der Branntweinpreise erhalten, 40 Millionen Rubel aus einer neu einzuführenden Einkommensteuer, 30 Millionen aus der Erhöhung der Erbschaftssteuer; mit diesen 130 Millionen soll der Entwurf finanziert werden. Der zweite Teil umfaßt die Aufzählung der verschiedenen Armeereformen, der dritte den Plan zur Schaffung der neuen Marine, für die der Neubau von sechs Panzerschiffen, sechs Kreuzern und einer Reihe Hilfsschiffe in Aussicht genommen sind. Im allgemeinen fehlt dem Entwurf wie verlautet, die leitende Idee und Einheitlichkeit; er mache den Eindruck einer stümperhaften Flickarbeit.

Der Generalstreik in Marseille.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L Paris, 13. April.

Nach den Berichten der Pariser Zeitungen ist es schwer, sich ein richtiges Bild von der Ausdehnung des Streikes in Marseille zu machen. Die Abendzeitungen gaben die Zahl der Ausständigen auf 50 000 an. Nach einem Morgenblatt, dem „Figaro" hingegen wären es nur 5000 Arbeiter, die an dem Demonstrationsstreik teilnehmen. Der „Radical", der seine Nachrichten oft aus dem Ministerium des Innern erhält, spricht von 20 000 Streikenden. Diese Zahl scheint denn auch richtig zu sein, wenn man in Betracht zieht, daß gegen dreißig Korporationen sich dem Ausstand angeschlossen haben. Am meisten überrascht hat der Ausstand der Straßenbahner, der das ganze Stadtbild beeinflußt. Dagegen vollzog sich nach den meisten Berichten der Abgang der Postdampfer zum Teil mit Hilfe von Seeleuten der Staatsmarine in ganz regulärer Weise. Auch über die Zusammenstöße zwischen den Truppen und den Streikenden stimmen die Berichte nicht überein. Nach einigen Zeitungen waren es richtige Straßenkämpfe, bei denen viele Leute durch Schüsse verwundet wurden, nach anderen Meldungen gingen die Unruhen nicht über Prügeleien hinaus, die keinen Augenblick einen bedenklichen Charakter annahmen. Den Unruhen wurde durch das Einschreiten des sozialistischen Deputierten Cadenat ein Ende gemacht, der den Präfekten Grégoire bat, die Militärpatrouillen zurückzuziehen und dafür versprach, für die ruhige Haltung der Manifestanten zu sorgen. Allgemein ist die Ansicht verbreitet, die schon gestern an dieser Stelle ausgesprochen wurde, daß die überraschende Ausdehnung des Seemannsstreiks auf die Einmengung der Confédération Générale du Travail zurückzuführen ist, deren Agitationsredner während der Nacht die Syndikatsvorstände bearbeitet haben. Nach den Informationen, die ein Mitarbeiter des „Echo de Paris" eingezogen hat, würde der Streik auf die anderen großen Häfen vorläufig nicht übergreifen. Die Führer in Marseille und Paris überschätzen angeblich die Bedeutung der Zustimmungstelegramme, die sie erhalten haben. Im Marineministerium ist man noch immer der Ansicht, daß viele Nachrichten aus Gründen politischer Propaganda übertrieben sind und daß die Bewegung der Seeleute so gut wie beendet ist. „Der Dienst wird in normaler Weise versehen," hat der Kabinettschef dem Minister erklärt. Die nächsten Tage werden uns darüber belehren, ob diese Zuversicht berechtigt ist.

*

Ueber die **Straßenunruhen,** die am gestrigen Abend in Marseille stattfanden, geht uns von anderer Seite noch folgende telegraphische Meldung zu: Mehrere tausend Ausständige

Reinhardts Schillerabend.

Zur Aufführung der „Braut von Messina" im Deutschen Theater.

Von

Fritz Engel.

Ein Säulengang. Die Säulen aus grauschwärzlichem, trauerndem Stein, mit kaum sichtbarer Goldverzierung in den Kapitälen. Nach hinten der Durchblick auf einen weiten blaßblauen Horizont. Es ist nicht der berühmte „ewig tiefblaue" Himmel Italiens, den man in Gedichtbüchern und altfränkischen Reiseschilderungen findet. Ein schwüler Dunst, wie von einem nahen Unwetter, hat diesen Himmel entfärbt. Nach vorn senkt sich ein Stufenbau zur Vorderbühne. In der Mitte, zwischen zwei Säulen, steht Isabella, Trauer im Gewande, Schmerz im Antlitz. Unten die Aeltesten von Messina, den Nacken ehrfurchtsvoll gebeugt, kluge und fromme Graukköpfe in dunklen Kleidern. Das Ganze, diese Architektur, diese Menschen: ein Alp. Der Druck des Schicksals, das Unausbleibliche eines vorbestimmten Verhängnisses ist Erscheinung geworden. Ein roter Farbenfleck im Vordergrunde, der Mantel eines Messiniers, ist das einzige, was an frohe Dinge erinnert. Ein kleines Fünkchen Hoffnung. Wir wissen, es wird erlöschen, und doch freuen wir uns an ihm. . . .

. . . Ich habe versucht, so gut die Feder es eben vermag, das erste Bild der Reinhardtschen Inszenierung nachzuzeichnen, wie sie nach den Entwürfen des Münchener Malers Robert Engels gestaltet worden ist. Diesem einen Bilde folgten andere, immer geboren aus der Grundidee, die dem finsteren Spiel des Zufalls einen finsteren Schauplatz geben wollte. Es war nichts „Sizilianisches" mehr; wer die Insel des Aetna kennt, der weiß, wie die Leuchtkraft ihrer Fruchtebenen ein Widerspiel findet in der Buntheit der Mosaikkunst, die noch in die Kirchen das heitere Gepränge farbiger Blumenbeete trägt. Es schien auch beinahe gegen Schiller zu sein, der den Garten der Beatrice gewiß in eine südliche Glut wollte getaucht wissen. Und doch war diese Respektlosigkeit hier der wahre Respekt, der nicht gegen den Dichter, nur über ihn hinaus szenisch aussprach, was er selbst mit seinem ganzen Werke hat sagen wollen.

Schon für Schiller war ja diese Arbeit kein dichterisches, sondern ein Formproblem gewesen. Ihn trieb kein Menschheitsgedanke, nicht einmal ein Zeitgedanke, als er den prangenden Bau von Versen aufführte, der ein Schloß aus Eiskristallen ist, von innen erleuchtet durch das Licht einer ungeheuren rhythmischen Beredsamkeit, durch ein Feuer, das Strahlen wirft und nicht wärmt. Den Dichter verlockte, das attische Drama mit den Mitteln seiner eigenen Zeit neuzugestalten, und er, der große Former, war so entzückt von diesem Wunsch, daß er nicht fühlte, wie sehr es doch nur eine veredelte Anekdote war, die er schuf. Menschen, die darum aufhören, diesen Namen zu verdienen, stellt er unter den Druck erdferner Gewalten. Der Grieche nahm das als gegeben hin, und noch der Fromme unserer Tage wird diese Gewalten anerkennen, wenn sie das Prinzip der lohnenden und strafenden Gerechtigkeit bedeuten. Aber hier, bei Schiller, wirken sie sinnlos, und es ist, als ob es eine Art von Schadenfreude wäre, mit der sie einen Kreis guter Menschen in Tod und Verderben drängen. Aber wir müssen des Dichters Werk nehmen, wie es ist, mit seinem Rauschen edler Strophen. Es stimmt noch immer von ihm, was Goethe gesagt hat: „Was unerfreulich, macht er zum Gewinn." Ohne Ergriffenheit, aber mit Bewunderung folgen wir ihm, wenn er das Schicksals dunkle Macht wie eine Wetterwand heraufziehen läßt, aus der ohne Wahl der Strahl zuckt. Und darauf wollte ich kommen: wir müssen dem Regisseur danken, der diese Schillersche Note stark anschlägt, der sie mit den Mitteln wiederum seiner Zeit als die eigentliche Grundnote stärker noch betont, als der Dichter selbst, und der alles Hauptwerk und alles Beiwerk der Dichtung zusammenklingen läßt in den einen Ton des ahnungsvollen Schmerzes und der allzubald erfüllten Ahnung.

Auch das Prinzip des Chores führt Reinhardt weiter. Mit zum größten Teil hinreißend schönen Wirkungen, wie schon früher einmal bei ähnlicher Gelegenheit, löst er das starre System in das halbstarre und unstarre. Schiller selbst liebte den Chor, aber ich habe immer das Gefühl, daß in seiner väterlichen Liebe sehr viel Angst war, das Kind könnte mißraten sein. Man weiß, wie viel er darüber auch noch lange nach dem Erscheinen des Stückes aeiprochen und geschrieben hat, und seitdem ist das Problem nie wieder aus den Erörterungen verschwunden. Die Chöre sind sogar — von dem Königsberger Konstanz Berneker — komponiert worden, indessen nur im Konzertsaal, noch nie aber im Rahmen des Ganzen auf der Bühne exekutiert worden. Daß die Chöre nicht in eintönigen Massengruppen deklamiert werden dürfen, ist klar, und schon der Gedanke daran ist unerträglich. Reinhardt greift sie mit seiner unverbildeten Beherztheit an, mit seinem Enthusiasmus für die Nuance, mit seinem stupenden Talent, Bewegung an Stelle unerquicklicher Ruhe zu setzen. Er geht mit seinem ganzen ungebrochenen Jugendmut heran, und sein Mut treibt ihn auch dieses Mal, wie so oft, an einigen Punkten aus den Grenzen der Regie zu einer Ueberregie, die so leicht tötet, wo sie allzustark beleben will. Ich erwähne den fünften Auftritt des vierten Aktes. Don Manuel ist vom Bruder getötet, Beatrice ist ohnmächtig zusammengebrochen, der Chor hält eine seiner klingenden und philosophierenden Ansprachen. Da läßt Reinhardt auch noch ein Kinderchörchen antreten. Es sind Edelknaben (die übrigens nicht sehr edel aussehen). Sie sind von Schiller nicht vorgesehen, und ganz souverän betraut der Regisseur sie mit der Aufgabe, der armen Doppelbraut die Morgengabe zu bringen. Aber diese Knirpse bekommen auch ihre Sprechrolle. Sie sagen plötzlich einige der Versetzen, die der Chorführer Manfred zu sagen hat; dann verstummen sie wieder. Die Episode ist ärgerlich, weil sie geistelt ist, und sie ist mehr als überflüssig, weil sie keinen Gedanken der Dichtung vertieft oder erhellt.

Aber ich schreite gern so rasch als möglich über diesen Punkt und einige andere hinweg. Im ganzen ist die Arbeit Reinhardts, des Chormeisters, ebenso groß wie glücklich. Er macht aus den Stimmen des Chors, indem er sie gliedert und sammelt und wiederum gliedert, ein Orchester von stärkster und mannigfaltigster Tragkraft. Es ist ein genialer Gedanke, daß im Hörer die Illusion erweckt wird, nur ein Teil der Chöre agiere auf der Bühne, und ein anderer, wohl noch größerer, stehe verborgen. Was vorn gesagt, gerufen, gedonnert, geflüstert wird, klingt — nicht immer, aber an einigen sehr gut herausgefühlten Stellen — aus fernen Hintergründen als abgedämpftes Echo zurück. Ich kann mir nichts denken, was die Phantasie des